

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

E. Friedel, W. v. Schulenburg, R. Mielke: Kleinere Mitteilungen.

die Blätter des Berliner Kupferstichkabinetts führen uns den „königlichen Kaufmann“ der Hansischen Glanzzeit inmitten seiner Schiffe und seiner Reisigen vor. Nicht zuletzt sind es die gleichzeitigen Holzschnitte zu Hans Sachs' Schwänken in der ersten Nürnberger Ausgabe, welche uns das Elend der Strassenunsicherheit im Bilde anschaulich machen, wie der Schwank „vom frommen Adel“ uns den Überfall eines Kaufmanns durch Raubritter, im Hintergrunde aber den für diese bestimmten Galgen malt mit dem „Beschluss“:

Froh solln dess alle Kaufleut sein,  
 Dass alle Strassen werden rein!  
 Kein Not, dass ich auf einer Strass  
 Einen Räuber dir auflauern lass,  
 Er sei denn von des Adels Geschlecht,  
 Dann hab er zu der That gut Recht.  
 Desshalb ist sicher jetzt zu wandeln,  
 Gen Frankfurt und bis Leipzig zu handeln,  
 Desgleich durch alle Gebirg und Thal,  
 Das vordem unsicher war zumal,  
 Wer jetzund durch den Spessart züg  
 Und Gold auf seinem Haupte trüg:  
 Man nähm ihm nicht einen Birnenstiel,  
 Darauf verlasse sich wer will.  
 Doch hüt er sich des Ungemachs:  
 Auf allen Strassen räts Hans Sachs.

Stellen wir die Prosa und die Bequemlichkeit des Reisens von heute mit seinen Unfällen der verschiedensten Form neben die mittelalterlichen Land- und Seefahrten mit ihrer Romantik und ihren Abenteuern, so wünschen wir uns, wie wir gesehen haben, mit demselben Rechte beim Abschiede damals wie heute

Glückliche Fahrt und frohes Wiedersehn!

F. Nach der Sitzung freie Vereinigung im Rathauskeller.

---

## Kleinere Mitteilungen.

---

**Älteste Zucker-Raffinerien in Berlin.** Der indische teils aus dem Zuckerrohr (*Saccharum officinarum*), teils aus der Zuckermoorhirse (*Sorghum saccharatum*) gewonnene Zucker ist bei uns teils über Holland teils über Hamburg schon vor Jahrhunderten eingeführt worden. Das Raffinieren des importierten Rohzuckers ist dagegen weit jüngeren Datums. Nach Bekmann, Mark Brandenburg I. 1146, ist schon i. J. 1683 in Berlin ein gelungener Versuch mit einer Zuckersiederei gemacht, nachher aber nicht weiter verfolgt

worden. Im Jahre 1747 machte der um die Hebung der Gewerbe so verdiente Splitgerber einen neuen Versuch und gewann guten Hut- und Kandiszucker, sowie Syrupe. 1750 wurde von dem Genannten zu der Zuckersiederei ein geräumiges Gebäude unweit der Brücke am Hospital in Neukölln nahe bei der Spree erbaut. Auswärtiger Zucker wurde gegen 12 pCt. eingeführt und dem Splitgerber\*) ein Privilegium und Freiheit d. d. Berlin 12. Mai 1751 erteilt, die Kur-, Neumark und Pommern damit zu verlegen. Vor dem Stralauer Thor, wo das alte schlesische Salzmagazin gestanden, richtete Splitgerber, nachdem der Grosse König ihm das Land bis zur Spree geschenkt, eine zweite Zuckersiederei ein. Bekmann schliesst seinen Bericht mit folgenden Worten. „Wann nun aus einem guss von 6 pfannen 12000 pf. zucker gegossen werden: so lässt sich leicht der überschlag machen, was für eine grosse menge zucker könne das jahr durch gesotten werden. — Zur Zuckersiederei gehöret auch die Potbäckerei: gestalt dann zu ieder Siederei 100000 Potte oder irdene Zuckerhutformen erfodert werden. Dieses werk treibet ein Töpfer mit 16 Gesellen, welche beständig arbeiten, und alle ihre arbeit in die Zuckersiederei liefern müssen. Es lässt sich leicht urtheilen, dass der Herr Splitgerber auch von diesen allen die erste triebfeder ist.“

E. Fr.

**Verkehrtbäume.** In der Brandenburgia ist seiner Zeit mehrfach der „Verkehrtbäume“ gedacht worden. Rosenkranz (die Pflanzen im Volksaberglauben. Leipzig 1896. S. 68—73.) bringt eine Anzahl solcher Mitteilungen. Nach ihm berichtet der Chronist Richter von der grossen Linde auf dem Friedhof zu Annaberg in Sachsen: Es habe ein ruchloser Sohn des Oberkutschers bei dem Marstall von St. Annaberg nicht an die Auferstehung glauben wollen und habe dem geistlichen Herrn auf dem Gottesacker „geantwortet, indem er auf eine junge Linde zeigte: So wenig diese Linde, wenn man sie ausreisse und mit ihren Zweigen in die Erde stecken wollte, wachsen würde, so wenig würden auch die, welche einmal tot seien, wieder auferstehen.“ Aber die mit den Zweigen vom Priester alsbald eingepflanzte Linde „prange noch heute zur Bewunderung der Gläubigen und Ungläubigen“.

„Betrachten wir diese Linde aufmerksamer“, äussert sich G. Stehle in seinem kurzen Bericht (Cypressen auf die Gräber unserer lieben Toten, nebst einer Tradition über die Linde auf dem Gottesacker zu St. Annaberg, 1867), so wird uns kein Zweifel bleiben, dass sie auf oben berichtete Weise gepflanzt wurde. Der Stamm hat einen Umfang von ziemlich 11 Ellen und eine Höhe von nur 3 Ellen; nach dieser Höhe erstrecken sich die ehemaligen Saugwurzeln als 16 nahe an 12 Ellen lange Äste gleich einem flachen Dache aus, getragen von steinernen und hölzernen Säulen. Diese Stützung der Äste

\*) Über die Firma Splitgerber, aus welcher die berühmte Schicklersche Zuckersiederei hervorging, vgl. Brandenburgia IV, 328—331 und V 480. — Erzeugnisse der Pot-Bäckerei d. h. Former für die Zuckerhüte und grosse Töpfe für die Berliner Syrupfabrikation befinden sich im Märkischen Museum. Fortgeworfene Stücke sind öfter von verschiedenen Teilen des ehemaligen Festungsgrabens (Grüner Graben) und an der Oberspree am rechtsseitigen (Stralauer) Ufer beim Baggern zu Tage gefördert worden.

E. Friedel.

geschah das erste Mal 1693, wurde zum zweitenmal 1718, zum drittenmal wiederholt und vermehrt 1853, und besteht 1867 aus einem Gerüste, getragen von 11 steinernen und 8 hölzernen Säulen. Von der Mitte dieser Baumkrone aus erstreckt sich die sogenannte Pfahlwurzel als Fortsetzung des Stammes in einer Höhe von 50 bis 55 Ellen mit weitverzweigten Ästen“. (Grube, Biographien aus der Naturkunde. Stuttgart. 1870.) Dieselbe Sage teilt Rosenkranz in einem Gedichte „die wunderbare Linde“ von J. Schanz mit, ferner nach A. Kuhn die Sage von den drei Linden auf dem Kirchhofe des Hospitals zum heiligen Geiste in Berlin. Dann berichtet er (nach Vernaleken, 117, 118) zwei Sagen über eine Linde in dem alten Schosse Buchlau. Nach der einen pflanzte ein Knappe als Zeichen seiner Unschuld die Linde verkehrt ein, nach der andern ein des Jagdfrevels beschuldigter Bauer. Nach einer andern Sage aus Wischau (ebenfalls aus Vernaleken) war ein Mönch von zwölf anderen zum Tode verurteilt und sollte lebendig begraben werden. Er pflanzte vorher einen Lindenbaum verkehrt zum Zeugnis für seine Unschuld. „Nur diese uralte Linde bezeichnet den Ort, wo die Mönche hausten.“

Rosenkranz führt diese Sagen auf das „Mittelalter, die Zeit der Gottesurteile oder Ordale“ zurück und bemerkt schliesslich: „Es sei jedoch noch hier erwähnt, dass das Wachsen der Linden in den angeführten Sagen nicht als Wunder bezeichnet werden kann, da es in der Natur des Lindenbaumes liegt, auch mit den Zweigen zu wurzeln und die Wurzeln in Zweige zu verwandeln. (Siehe Grube IV, 203!)

W. v. Schulenburg.

---

**Das Schicksal der ersten deutschen Lokomotive.** Gewöhnlich wird als die älteste deutsche Lokomotive diejenige genannt, die am 7. Dezember 1835 die erste deutsche Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth eröffnete. Es gab aber noch einen älteren Vorläufer, der bereits im Jahre 1819 im Saarkohlengbiet seine ersten Gehversuche machte. Die Geschichte dieses ältesten deutschen Dampf-Wagens ist so amüsant, das wir sie dem „Polytechnischen Centralblatt“ nacherzählen wollen.

Es war im Jahre 1815, als mit dem alten Fürstentum Nassau-Saarbrücken auch der Saar-Kohlenbergbau an Preussen überging. Damals, vor der Einführung der Eisenbahnen, waren die Wasserstrassen die einzigen Verkehrswege, durch die grosse Lasten zu angemessenem Preis befördert werden konnten, und so waren auch die Saarkohlen für ihren Transport auf den Wasserweg der Saar nach der Mosel und in den Rhein angewiesen. Die Gruben waren immerhin so weit von der Saar entfernt, dass die Verladung der Kohlen in die Lastschiffe erhebliche Umstände machte.

Dadurch wurde die preussische Regierung veranlasst, auf die erste Kunde von den anfänglichen Erfolgen der Eisenbahn in England, den Bau einer 2½ Kilometer langen eisernen Schienenbahn von der Zeche Bauernwald bis zur Saar zu beschliessen, diese Bahn sollte mittels eines Dampf-wagens betrieben werden. Nun hätte man ja die nötige Lokomotive in England bauen lassen können, man wollte aber das Geld lieber im Lande

behalten, zumal in England über 10000 Thaler gefordert wurden, und daher wurde die königliche Giesserei in Berlin mit dem Auftrage beehrt, den erforderlichen Dampfwagen herzustellen. Gleichzeitig wurde an Ort und Stelle mit dem Legen der Schienen begonnen, die damals noch aus Guss-eisen gefertigt wurden, weil man den Grad der Abnutzung der Geleise durch den Druck der Wagen noch nicht kannte.

Die Bahn war bald fertig und 1818 wurde auch die Maschine endlich vollendet. Der Dampfwagen wurde auf dem Hofe der Giesserei am Kupfergraben in Berlin in Probe genommen und erregte das höchste Erstaunen aller Zuschauer, als er sich vor und rückwärts bewegte und zugleich noch einen Wagen mit „8000 Pfund Bomben“ nach sich zog. Das Werk schien also glänzend gelungen, die Schwierigkeiten, an denen auch schliesslich alles scheitern sollte, begannen nun aber erst. Das Ungetüm sollte 750 Kilometer weit bis nach Geislaubern im Saargebiet befördert werden, eine Strecke, die die Maschine heute bequem in 24 Stunden hätte zurücklegen können. Damals blieb aber nichts anderes übrig, als die Lokomotive wieder auseinander zu nehmen, die einzelnen Teile in 8 grosse Kisten zu verpacken und dann die ganze 175 Centner schwere Fracht auf eine lange Wasserfahrt zu schicken.

Die Reise ging von der Spree aus durch die Havel in die Elbe bis Hamburg, dann über die Nordsee nach Amsterdam und wieder hinauf durch den Rhein, die Mosel und die Saar bis nach dem Bestimmungsorte. Die zurückgelegte Strecke betrug 1700 Kilometer und die Reise erforderte  $4\frac{1}{2}$  Monate Zeit und 500 Mk. Kosten. Im Frühjahr 1819 traf die kostbare Fracht in Geislaubern ein, und es war nun den dortigen Technikern überlassen, was sie mit den einzelnen Teilen der Maschine anzufangen wussten. Da ihr Erbauer nicht mitgeschickt war, so musste man sich eben aufs Probieren legen und es ging nun an ein Zusammensetzen, Schrauben und Passen, ohne dass sich ein Erfolg einstellen wollte.

Als man ziemlich so weit gekommen zu sein glaubte, dass man an ein Heizen des Dampfagens denken konnte, da erwiesen sich wieder der Kessel und die Dampfzylinder als zu undicht und es gab viel Kopferbrechen, wie man dem Übelstande abhelfen sollte. Man verbrauchte dazu gewaltige Mengen von Hanf, Kitt, Öl und Leinwand, auch ganz absonderliche Stoffe, wie Mischungen von Essig und Mehl, sogar Rindsblut und Käse, aber alles vergeblich. Briefe und Antworten flogen zwischen der Saar und Berlin hin und her. Die Erbauer beriefen sich auf die „8000 Pfund Bomben“ die der Wagen im Giesshause gezogen hatte und die in Geislaubern wären ganz froh gewesen, wenn er nur überhaupt einmal ein Rad gerührt hätte.

Endlich, nach jahrelanger Quälerei, und nachdem für die Zusammensetzung der Maschine im ganzen 1965 Thaler 17 Silbergroschen ausgegeben waren, liess sie sich herbei, sich in langsamem Tempo in Bewegung zu setzen, einen anderen Wagen aber hat sie überhaupt niemals gezogen. Man that schliesslich das beste, was zu thun übrig blieb und verkaufte im Jahre 1833 diese Lokomotive für 335 Thaler, 6 Silbergroschen 7 Pfennig als altes Eisen, gerade zu derselben Zeit, als zu Nürnberg und Fürth die Ära der

deutschen Eisenbahn eröffnet wurde. Jene älteste Lokomotive hatte, die Kosten der Zusammensetzung ungerechnet, einen Aufwand von 3167 Thalern erfordert. Märk. Hausfreund 30. 4. 1899.

**Der „Hungerturm“ in Berlin.** Wohl jedem, der die Prenzlauer Allee passiert, fällt nördlich der Ringbahn ein eigenartiges, turmähnliches Gebäude auf, das im Volksmunde den Namen „Hungerturm“ führt und zwar aus folgendem Grunde: Vor etwa 25 Jahren wurde das hohe, auf einem Hügel sich erhebende Gebäude von einem alten Almosenempfänger bewohnt, der von dem Eigentümer für ein paar Groschen eine Stube gemietet hatte. Andere Mieter fanden sich nicht, da der „Turm“, wie schon damals das Haus kurzweg hiess, in dem Geruche stand, nicht recht geheuer zu sein. Der einzige Mieter kam an jedem Morgen nach dem an der Chaussee liegenden Wirtshaus, um die für den Tag erforderlichen, recht kärglichen Lebensmittel einzukaufen. Eines Tages blieb der Alte jedoch aus. Da gerade Markttag war, so wurde das Ausbleiben nicht bemerkt. Am zweiten Tage erschien der Alte ebenfalls nicht, und erst jetzt erinnerte man sich seiner. In der Annahme, dass der Greis erkrankt sei und nun Not leiden müsse, rüstete sich der Wirt mit Lebens- und Stärkungsmitteln aus und begab sich mit seinem Sohne, der diese Geschichte unserm Mitarbeiter erzählte, nach dem Turme. Dort fanden sie vier kahle Wände, eine Art Bettstelle mit einem Strohsack, einen wackligen Tisch und eine gebrechliche Kiste als Stuhl. — Das war die ganze Einrichtung. Auf dem Strohsack lag der Bewohner dieser elenden Behausung als Leiche. Wie die ärztliche Untersuchung ergab, war der Greis aus Mangel an Nahrung gestorben. Unter der Leiche aber, in dem verfaulten Stroh, fand man in Gold und Silber eine beträchtliche Summe vor, von der niemand eine Ahnung hatte, und deren Zinsen genügt hätten, dem Alten ein menschenwürdiges Dasein zu schaffen. Schmutzigster Geiz hatte also den Verstorbenen schliesslich dahin gebracht, auf seinen Schätzen zu verhungern. Das Gebäude hiess fortan und heisst noch heute der „Hungerturm“. Bewohner hat es seit jener Zeit nie wieder gehabt, denn selbst der Ärmste fürchtete sich vor dem Geist des Geizhalses, der dort noch jetzt umgehen soll.

D. T. Z. Berlin 17. Dez. 1898.

**Volkstümliche Verwendung von Muscheln und Schnecken (Nachlese).** Unsere brandenburgischen essbaren grossen Süsswassermuscheln (*Unio* und *Anodonta*) hatte ich in der *Brandenburgia* am 5. Januar 1898 (Monatsblatt IV 414) ausgestellt und mit dem Bedauern besprochen, dass man nicht versuche, sie zu essen. Nun finde ich in der Wochenbeilage zum Berliner Tageblatt vom 23. Nov. 1899 S. 309 folgende Mitteilung.

„Falsche Schildkrötensuppe. Echte Schildkrötensuppe ist mehr in der Einbildung als in Wirklichkeit, weil nicht jedermann zugänglich, eine Delikatesse, denn jede gute Fleischbrühe oder Bouillon ersetzt sie so gut, wie die falsche, die als Volkssuppe eingeführt zu werden verdiente. Aus den vielerorts massenhaft vorkommenden Tieren der gewöhnlichen aus der Flussperlmuschel (*Unio margaritifera*) oder aus der Teich-Schwanenmuschel (*Unio. Anodonta cygnea*) wird diese vorzüglich schmeckende

Suppe wie folgt bereitet: Die gesammelten Muscheln werden zwecks selbstthätigen Schalenöffnens in siedendes Wasser gethan, die Schliessmuscheln verbrühen sich, und die Schalen legen sich auseinander. Nach Entfernung der schwarzen Teile des Muscheltieres werden diese aus den Schalen gelöst und mit Salz, Pfeffer, Petersilie und allen beliebigen, den Geschmack erhöhenden Zuthaten zubereitet. Diese Suppe ist wohlschmeckend, und das Muschelfleisch darin ersetzt die beste, kräftigste Rindsuppe, wie es jedes gekochte oder zu stark gebratene Warmblütlerfleisch ersetzt. Das Vorurteil gegen alles Ungewohnte trägt die Schuld, dass wir sonst so praktischen Deutschen uns selbst um ein wohlfeiles, schmackhaftes, gesundes, leichtverdauliches, nahrhaftes Nahrungs- und Genussmittel bringen, an dem sich viele Tausende anderer Nationen täglich erfreuen und erlaben, in den Muscheln und Schnecken mehr Geschmack und Nahrung findend, als die deutschen Mittelklassen in ihrem wässrigen Gemüse und dem ausgekochten und überbratenen, schlecht verdaulichen Fleische.“

Bei näherer Nachforschung habe ich nichts Näheres darüber, wo man dgl. Teichmuschelgerichte kocht, erfahren können und ich fürchte, dass hier der Wunsch der Vater des Gedankens ist, den Wunsch hege ich allerdings auch, dass sich in unserer Brandenburgia einmal mutige Damen und Herren finden, die nach obigem Rezept einen Versuch mit unseren Teich- und Malermuscheln machen.

Vergl. hierzu besonders meine Angaben in der Brandenburgia VI S. 412—414.

Eine hiermit verwandte Nachricht aus Frankreich entnehme ich, wie folgt, der Kölnischen Zeitung No. 684 vom 26. 7. 1897.

„Schnecken und Muscheln in Gräbern. Wie L. Bonnemère in der Pariser Anthropologischen Gesellschaft berichtete, findet man in gewissen Gräbern des Departements Maine-et-Loire grosse Mengen von Schneckengehäusen. Die betreffenden Gräber entstammen dem Ende der römischen Kaiserzeit oder sogar dem Beginne der Merovingerzeit. Schon Locard gedenkt des Vorkommens von Land- und Seeschnecken in Gräbern der Christen und Märtyrer, so in dem Grabe der hl. Eutropia, in einem merovingischen Grabe des Kirchhofs von Vicq, in Gräbern bei Dieppe und noch in einem Grabe aus der Zeit Karls des Grossen. Die ersten Christen sahen in der Schnecke, die sich im Herbst in die Erde eingräbt, um in Frühling zu neuem Leben zu erwachen, ein Sinnbild der Auferstehung des Menschen; indessen kommt die Gepflogenheit, Schnecken in die Gräber mitzunehmen, auch in heidnischen Zeiten vor; besonders fanden sich viele Schneckenreste in römischen Grabstätten in Pompeji. Dr. M. Much macht in einer Mitteilung an die Anthropologische Gesellschaft in Wien darauf aufmerksam, dass auch in Niederösterreich und Mähren in Gräbern aus der christlichen Aera wie aus der Hallstattzeit Hunderte von Schneckengehäusen und Muschelschalen gefunden worden sind. Ferner berichtet er über gleichartige Muschelschalengräber innerhalb einer bis in die jüngere Steinzeit zurückreichenden Ansiedelung an der March in Niederösterreich. An einer Stelle fanden sich in einer 1—1½ m breiten Grube mindestens 1000 Muschelschalen, schichtenweise, mit Erde abwechselnd, dicht beisammen. „Was die Leute“, sagt er, „veranlasst haben kann, solche Mengen von Muscheln da und dort aus den in der Nähe vorbeifliessenden Gewässern heraufzuholen, wird sich kaum feststellen lassen. Vielleicht waren es vorzugsweise Muschel-Esser, Leute, die nicht viel anderes hatten oder die sich mit Vorliebe an dieses Gericht hielten, die man daher auch für das Jenseits damit versah. Die Schnecken mögen aus demselben Grunde in so grosser Menge niedergelegt worden sein, der auch in Frankreich bei den vielfach noch unter Heiden lebenden Christen dazu bewogen hat.

Jedenfalls ist es beachtenswert, dass in Gegenden und in Zeiten, die voneinander so weit entfernt sind, so nahe verwandte Gebräuche stattgefunden haben.“

Die Frage, ob unsere germanischen Altvorderen gelegentlich Süßwasser-Muscheln verzehrt, verdient noch genauer untersucht zu werden.

E. Friedel.

**Sonnenblumen.** Der rühmliche Vorgang unsers Mitgliedes Herrn Grubenbesitzers Franz Körner mit seinen Pflanzungen von Riesen-Sonnenblumen (von Bismarck) eifert andere Pflanzenfreunde zur Nachahmung an, wie folgende, Teltow den 14. September 1899 datierte Zuschrift lehrt.

„Ein wogender Wald von Sonnenblumen bietet sich, wie das hiesige „Kreisbl.“ schreibt, dem Spaziergänger in unserer Kolonie Seehof dar. Dort sind nämlich ca. 12 Morgen Land mit diesen Riesenblumen bepflanzt. Die Anpflanzungen sollen einem Versuche dienen, der von einem höheren Militärbeamten angestellt wird. Augenblicklich werden die Blütenköpfe entfernt, während die Stengel bis November stehen bleiben sollen. Alsdann werden auch diese, die meist eine recht ansehnliche Stärke und Länge haben, gefällt werden. Die reiche schwammige Masse im Stengel, das Mark, wird hinausgestossen und gepresst werden. Diese Masse soll dann infolge der grossen Schwimmfähigkeit in Rettungsgürteln an Stelle des kostspieligen Korkes Verwendung finden.“

Dergleichen Versuche für die Zwecke unserer Flotte, schwimmfähige Rettungs-Ringe und -Gürtel zu beschaffen, hat übrigens Herr Franz Körner bereits vor Jahren anstellen lassen. Die grossartigen Pflanzungen unsers Mitgliedes sind unserer Brandenburgia durch wiederholten Augenschein wohl bekannt geworden.

E. Fr.

**Der Pfingstberg bei Grünefeld** (zw. Kremmen u. Nauen). Wendet man sich von der das Dorf durchziehenden Chaussee auf der die Mitte desselben kreuzenden Strasse einige hundert Schritt nach Süden, so kommt man an einen westwärts abführenden Feldweg, der sich an einer Koppel entlang zieht. Hinter einer Biegung erblickt man bald eine flache Erhöhung, den Pfingstberg, der mit vielen Scherben bedeckt ist. Pfingstberge sind in der Mark nicht selten und fast immer stehen sie durch Sagen oder Topfrete mit der Vergangenheit in Verbindung. Auch von diesem berichtet die Überlieferung, dass er eine Opferstätte gewesen sei (v. Ledebur, *Altertümer* S. 42), ein wenn auch vielleicht nicht wörtlich zu nehmender, so doch bedeutungsvoller Hinweis. Verzierte Scherben waren nicht aufzufinden; doch scheinen die meisten wendischer Herkunft zu sein, einer nur deutet durch einen Strich und den feingeschlemmten Thon auf eine frühere vor-slavische Zeit hin. Die Scherben befinden sich im Märk. Prov. Museum.

R. M.